



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mißgeschick, das sie getroffen hat. Beim Besprechen der Ereignisse des Novembers 1640 gesteht er in dem Essay über Hampden, es sei nicht leicht, die Kränkungen und Demütigungen, die der Tyrann — Karl I. ist gemeint — jetzt zu erdulden hatte, zu berichten without a feeling of vindictive pleasure. Und dieselbe Wendung braucht er auch in seiner Geschichte, in der er sich sonst viel zurückhaltender mit seiner persönlichen Teilnahme an dem Berichteten zeigt, als in den Essays. Von der Festnahme des Oberrichters Jeffreys, der das Werkzeug Jakobs II. bei so vielen Justizmorden gewesen war, spricht er als von einem Ereignis which, even at this distance of time can hardly be related without a feeling of vindictive pleasure.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von der religiösen Gärung. Unzählige edle Geister arbeiten daran, das religiöse Bedürfnis mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein zu versöhnen und eine neue Kirchenform zu finden, die den Massen und den Hochgebildeten gleichermaßen genügen könnte. Zu den besten Schriften dieser Art gehört Der Weg zu Gott für unser Geschlecht von Dr. Adolf Bolliger, den wir im dritten Bande des Jahrgangs 1899, Seite 238 empfohlen haben. Wenn man auch nicht in dem Grade wie er der Entwicklungstheorie huldigt und über den Gang der Entwicklung der Menschheit, die seiner Ansicht nach zum Gottesreich führt, weniger optimistisch denkt, so bleibt doch seine Hauptleistung: daß er Gottes Walten in Natur und Menschheit sozusagen evident macht, unanfechtbar. Und in der vorliegenden zweiten, neu bearbeiteten Auflage des Buchs (Frauensfeld, J. Huber, 1900) wirken seine Erfahrungsbeweise noch stärker. Bei der großen Zahl verwandter Erscheinungen darf man als das vorläufige Ergebnis der Gärung bezeichnen: Die Gefahr, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu drohen schien, daß die Wissenschaft den Glauben unmöglich machen, und die Masse der Gebildeten dem Atheismus verfallen werde, ist vorüber; wir sind zu den Anschauungen der rationalistischen Theisten des achtzehnten Jahrhunderts zurückgekehrt, die wir mit den wissenschaftlichen Errungenschaften des neunzehnten bereichern und ausgestalten. Es entspricht diesem Stande der Dinge, daß auch ältere Schriften dieser Richtung wieder Beachtung finden. So ist (bei Leopold Voß, Hamburg und Leipzig, 1900) eine neue, die vierte Auflage des Büchleins vom Leben nach dem Tode erschienen, das Gustav Theodor Fechner 1836 unter dem Pseudonym Mises veröffentlicht hat. Für Fechner ist das Jenseits eine naturwissenschaftlich erwiesene Thatsache: das Sterben entspricht dem Geborenwerden; der Leib ist für den Geist, was die Placenta für den Embryo, und muß deshalb selbstverständlich, nachdem er seine Bestimmung erfüllt hat, bei der zweiten Geburt, der Geburt des Geistes, zerfallen.

Sind wir also in Beziehung auf Gott, Weltregierung und Unsterblichkeit so ziemlich im reinen, so ist dafür die Verwirrung auf dem Gebiete der Christologie und der Lehre von der Kirche und der Erlösung desto ärger. Die Orthodoxen

lassen einen Volliger gar nicht als Christen gelten. Wagt er es doch, von dem Judenmantel zu sprechen, der dem Gewaltigen wohl noch um die Schultern flattert, und von den Evangelisten zu schreiben: „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Alte ihm loser saß; sie haben ihm den alten Judenrock wieder etwas fester zugeknöpft.“ Und er fährt fort: „Wer uns diesen alten muffigen Rock als Jesu Wort und Geist aufschwätzen will, muß uns für leichtgläubiger halten, als wir sind.“ Aber auch die freieren Geister sind unter sich keineswegs einig, ja sie bewegen sich in Widersprüchen, die unverföhnlich scheinen. So z. B. gilt Volligern die Sündlosigkeit Jesu als selbstverständlich: „seine strahlende Gestalt weiß nichts davon, daß Menschsein und Sünde unzertrennlich sind.“ Und er spricht den Orthodoxen, ja der Reformation selbst den echt evangelischen Charakter ab, weil sie die Überzeugung verbreiten, daß wir unvermeidlich strauchelten und aus der Sünde nicht herauskönnen. Dagegen findet Ernst Heinemann (Die Grundlagen der Schleiermacherschen Theologie. Berlin, Hermann Walthers, 1900) gerade in der Lehre von der Sündlosigkeit Jesu eine Hauptstütze seiner Ansicht, daß die christlichen Dogmen in jeder Form, auch in der Schleiermacherschen, unannehmbar seien, und die Kirchenlehre nicht allein wider die Vernunft, sondern auch wider den Glauben gehe. Denn, sagt er, die Sünde gehört zum Wesen des Menschen; entweder war Christus sündlos, dann war er reiner Gott, seine menschliche Erscheinung ein bloßes Phantasma; oder er war Mensch, dann war er ein Sünder wie wir und nicht Gott. Die Erfahrung hat Heinemann für sich. Der Optimismus Volligers in diesen und in andern Stücken erklärt sich, wie der Hiltys, daraus, daß beide Schweizer sind. Die Schweiz ist unter allen Ländern der Erde das glücklichste; nirgends wird es den Menschen so leicht, von groben Sünden frei zu bleiben; die feineren aber wird man eben nicht gewahr.

Den unverföhnlichen Widerspruch zwischen orthodoxem Glauben und moderner Wissenschaft in seiner ganzen Größe und seinem furchtbaren Ernst den Protestanten vor Augen zu stellen, hat sich Ernst Franz zur Aufgabe gemacht in seiner Schrift: Religion, Illusionen, Intellektualismus, ein Bau- und Zimmerplatz der Weltanschauung (Röthen, Otto Schulze, 1900). Seine Untersuchung bewegt sich fast ausschließlich um die Wunder. So sehr auch, führt er aus, der Katholizismus die Lehre Jesu gefälscht und entstellt haben mag, sieht er dem Urchristentum dennoch ähnlicher als der Protestantismus, weil er die Wunder und die Askese bewahrt hat, die ganz wesentliche Merkmale des Urchristentums sind. (Ein anderer Reformator, Professor Dr. Heinrich Kraß, findet dagegen den Katholizismus dem Urchristentum ganz und gar unähnlich. Er greift in seiner bei E. A. Schwetschke und Sohn in Berlin 1900 erschienenen Broschüre: Das Johanneische Christentum das Christentum der Zukunft auf die Idee Neanders zurück, daß auf das petrinische Zeitalter der katholischen Priesterkirche und auf das paulinische der protestantischen Dogmenkirche das johanneische des Geistes, der Freiheit und der Liebe folgen müsse.) Der Standpunkt des Protestantismus, der die neutestamentlichen Wunder anerkennt, die der spätern Zeit als Trug und Einbildung verwirft, ist nach Franz ganz unhaltbar. Ein 1898 erschienenes Religionshandbuch beweise die Gottheit Jesu damit, daß er aus Wasser Wein gemacht habe usw., und da wolle man über den Trierer Rock lachen! „Ist das Christentum des Neuen Testaments wirklich klassisch in Bausch und Bogen, so hat der Katholizismus tausendmal mehr recht als der Protestantismus. Freilich wäre es in diesem Falle zweifellos, daß dann diese Religion für den Teil der Menschheit, auf den es ankommt, ad acta zu legen wäre.“ Der Wunderglaube beruhe auf dem Illusionsbedürfnis, und dieses auf dem Trostbedürfnis; dem grenzenlosen Trostbedürfnis der Menschheit, nicht der grenzenlosen Dummheit der Katholiken sei es zuzuschreiben, daß

Millionen dem Schwindler Leo Taxil geglaubt hätten. Auf dem Standpunkte der frühern unvollkommenen Naturerkenntnis seien solche Illusionen wie der Wunderglaube durchaus nicht unvernünftig gewesen, und die heutige katholische Weltanschauung sei eben noch die des klassischen Altertums und des Neuen Testaments. Für die wissenschaftlich Gebildeten und für die Zukunft, in der doch die Ergebnisse der Wissenschaft Gemeingut werden würden, könne das Christentum nur gerettet werden, wenn man mutig alles preisgebe, was nicht seinem Wesen, sondern nur seiner historischen Entwicklung angehöre. Franz will keineswegs bloß kritisieren und einreißen, sondern, wie er ja im Titel ankündigt, bauen oder wenigstens den Neubau vorbereiten. Er ist überzeugt, daß ein Volk auf die Dauer nicht gedeihen, nicht leben könne ohne eine Weltanschauung; es bekümmert ihn tief, daß wir keine Weltanschauung mehr haben, daß wir in unzählige philosophische und religiöse Sekten zersplittert sind, daß die Kirchlichkeit der Maßgebenden meist nur Heuchelei ist („euer Geld gebt ihr der innern Mission, eure Seelen dem Nietzsche, dem Schopenhauer, der Stoa, der Skepsis!“); daß der Religionsunterricht der Jugend, namentlich auf dem Gymnasium, ein unerträglich, gemeingefährlicher Skandal ist, und daß bei diesem Zustande von einer verpflichtenden Moral gar keine Rede mehr sein kann, und es ist ihm heiliger Ernst mit dem dringend notwendigen Neubau. Leider geht es ihm wie den meisten, um nicht zu sagen allen heutigen Reformern des Religions- und Kirchenwesens: die Krankheit vermag er sehr gut zu schildern, Heilmittel aber kennt er nicht; wie das mit unserm heutigen Wirklichkeitsfinn und unser heutiger Naturerkenntnis übereinstimmende Christentum, das er fordert, aussehen wird, das vermag er nicht zu beschreiben, obwohl er eine Menge gute Gedanken darüber ausspricht. Vielleicht ist der Widerspruch zwischen dem Wesen der christlichen Religion und ihrer historischen Hülle oder dem Eidotter, aus dem sie sich bildet, nicht so groß, wie er scheint. Unstre Intellektuellen entscheiden viel zu voreilig, was zweifellos feststehendes Ergebnis der Wissenschaft sei. Franz huldigt der streng mechanischen oder vielmehr mechanistischen Naturerklärung. Wenn man aber mit Goethe sagt: Was wär ein Gott, der nur von außen stieße, wenn man überlegt, was für ein allen menschlichen Begriff übersteigendes Wunder die Natur, die Welt, jeder einzelne Teil der Welt, der eigne Leib ist, wenn man an die Macht des Geistes denkt, die sich von keinem Naturmechanismus einfangen und binden läßt, so kommen einem die Wunder gar nicht so übermäßig wunderbar und wunderbar vor, und man ruft unsern heutigen Physikern und Biologen mit Hamlet zu: Es giebt mehr Ding im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio! Und man gerät durch solchen bescheidenen Verzicht auf voreilige Entscheidung, den Franz vielleicht verwerflichen Agnostizismus nennen wird, noch keineswegs in Gefahr, Abonent und Korrespondent des Pelikan zu werden.

Womöglich noch schlimmer als um die christliche Dogmatik steht es um die christliche Moral. Kraz scheint sie sich ganz einfach und das Handeln danach kinderleicht vorzustellen; was kann es einfacheres und leichteres geben als das johanneische: Kindlein, liebet einander! Ja, wie sehen aber die Kindlein aus, und wie stellt mans an, sie zu lieben? Pastor Maxwell wird in der Vorbereitung zur Predigt durch einen arbeitssuchenden Handwerksburschen unterbrochen und schickt ihn mit einem: Thut mir leid! weiter. Am nächsten Sonntag kommt der Stromer in die Kirche, nimmt nach der Predigt das Wort und bittet um Auskunft, wie das eigentlich gemeint sei, daß man in Jesu Fußstapfen treten solle; darüber hatte Maxwell gepredigt. Nachdem der Mann eine Weile gesprochen hat, bricht er ohnmächtig zusammen, wird in des Pastors Haus gebracht und stirbt dort. Das giebt den Anstoß zur Gründung einer Gemeinschaft, deren Mitglieder geloben, ein Jahr lang in Jesu Fußstapfen zu treten: vor jedem Schritt, den sie thun, zu über-

legen, was Jesus in diesem Falle thun würde. Diesem Gelöbniß zufolge reformiert ein Zeitungsverleger seine Zeitung, verzichtet ein Eisenbahndirektor auf seine Stellung, weil die Gesellschaft, der er dient, betrügerisch verfährt, legen Bischöfe und Prediger ihre befreundeten Ämter nieder, führt eine schöne und reiche junge Dame eine betrunkenne Dirne in ihr Haus. Das erzählt sehr hübsch Charles W. Sheldon in dem von E. Pfamkuche überetzten Buche: In seinen Fußstapfen. „Was würde Jesus thun?“ (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1900.) Der Kritiker wird auf die große Frage zunächst antworten, daß sie so allgemein gestellt keinen Sinn hat, denn Jesus ist als amerikanischer Zeitungsverleger undenkbar, und ein solcher kann darum in Beziehung auf sein Geschäft nicht in Jesu Fußstapfen treten. Aber die Frage ist allerdings eine kräftige Anregung zu einem energischen Protest gegen die Gedankenlosigkeit und Heuchelei, mit der den Christen ganz allgemein die Nachfolge Christi zur Pflicht gemacht wird. Wir haben in dem Aufsätze „Der Sinn des Christentums“ (im ersten Vierteljahr 1900, S. 380 und 444) einen Versuch gewagt, die gewaltige Schwierigkeit zu lösen.

Es giebt glückliche Seelen, die weder von dogmatischen noch von ethischen Zweifeln geplagt werden, sondern im Geiste des Neuen Testaments wie in ihrem Elemente leben und wirken. Zu ihnen gehört der frühere Schneeberger Schuldirektor S. Bang, über dessen Wirksamkeit wir im 27. vorjährigen Heft berichtet haben. Er ist bald darauf zum Bezirksschulinspektor in Dippoldiswalde befördert worden und will nun einige lebendige Zeugen seiner gesegneten Schneeberger Wirksamkeit, insbesondere seines Religionsunterrichts, dessen Gegenstand das Leben Jesu war, der Öffentlichkeit vorführen. Das „bekenntnisfreudige mündliche Wort und das leuchtende Auge der Kinder“ kann er freilich nicht zeigen, aber eine Anzahl von Niederschriften seiner dreizehn- und vierzehnjährigen Schülerinnen veröffentlicht er. Nur in den dringlichsten Fällen, schreibt er, habe bei der Anfertigung dieser Aufsätze der Lehrer unterstützend und berichtend eingegriffen. Das Unternehmen, solche Schüleraufsätze zu veröffentlichen, ist kühn, und mancher Kollege Bangs wird spöttlich fragen, wie viel hundert „dringlichste Fälle“ wohl vorgekommen sein mögen. Wir überlassen solche Fragen und Untersuchungen den Pädagogen von Fach und bemerken nur, daß die Aufsätze als Niederschlag des von Bang erteilten Religionsunterrichts die Beachtung der Pädagogen in hohem Maße verdienen. Die Mädchen haben eine ganz klare Anschauung von dem Schauplatz und dem chronologischen Verlauf der evangelischen Geschichte, finden die einzelnen Ereignisse in Harmonie mit dem Naturleben in den verschiedenen Jahreszeiten, schildern Idyllen aus dem Leben Jesu in der Form von Briefen von Zeitgenossinnen, vergleichen die Frauen des Neuen Testaments mit bekannten deutschen Frauen und leben im Neuen Testament wie Bang selbst. Die Aufsätze behandeln 44 Themata; für einige dieser Themata sind mehrere Bearbeitungen mitgeteilt. Sie sind bei Ernst Wunderlich in Leipzig (1901) unter dem Titel: Kinderstimmen aus dem Unterricht im Leben Jesu erschienen.

Schriften zur Soziologie, Sozial- und Wirtschaftspolitik. Ein weißer Rabe ist der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat a. D. Eb. D'Aviz, der in seiner Schrift: Die natürliche Volkswirtschaftsordnung und die staatliche Wirtschaftspolitik (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1901) das reine unverfälschte Manchesterturn predigt. „Auch abgesehen von der gänzlichen Unfähigkeit des Menschen zur Regelung und Ordnung der Volkswirtschaft bedarf es einer Zwangsregelung überhaupt nicht. Die einzelnen Volksglieder wirtschaften auch ohne äußern Zwang aus eigenem Antrieb so, wie das Wohl der Volksgesellschaft es erheischt. . . . Der angeborene Eigennutztrieb aller betätigten Einzelmenschen ist der

vom Welterschöpfer selbst bestellte Leiter der Volkswirtschaft. . . . Es giebt keine gesunde nationale Wirtschaftspolitik, wenn darunter die Ergreifung von Maßnahmen verstanden wird, die die inländische Arbeit gegenüber der mitwerbenden ausländischen schützen oder begünstigen soll. Die Volkswirtschaft ist von Natur nicht national, sondern international.“ Der Verfasser hat den Mut der Folgerichtigkeit; er verwirft nicht allein jede Art von Sozialismus, nicht allein die Schutzzölle, den Arbeiterschutz und die Zwangsversicherung der Arbeiter, sondern — in milderer Form — auch den Schulzwang und die Regelung des Schulwesens durch den Staat. Um die Schrift zu kritisieren, müßten wir den Hauptinhalt der großen Bibliothek wiedergeben, in der die Ansichten der Smithianer und ihrer Gegner niedergelegt sind. Wir erlauben uns nur die Frage: Aus welchem Grunde werden denn Schutzzölle gefordert? Doch wohl aus Eigennutz. Und wenn der Verfasser nur den individuellen, aber nicht den kollektiven Eigennutz gelten lassen will — ist es nicht natürlich, daß sich Personen, die dasselbe Ziel verfolgen, mit einander verbünden, und wäre es nicht unnatürlich, sie daran hindern zu wollen? Ist der Staat etwas anderes als das Organ, das sich die Selbstsucht eines ganzen Volkes zur Erreichung seiner Zwecke geschaffen hat? Ganz konsequent, d. h. Anarchist, ist der Verfasser doch nicht; er gesteht dem Staate das Recht zu, die „Wirtschaftsverhältnisse so weit durch Vorschriften zu regeln, als die mit dieser Regelung verbundene Beeinträchtigung der Einzelmenschen notwendig ist, um diese vor einer ihr sonst drohenden stärkern Beeinträchtigung zu bewahren.“ Ja, wie soll aber der Staat herauskriegen, was notwendig ist und was nicht, wenn alle Gruppen der Bevölkerung ohne Ausnahme unaufhörlich schreien: Mein Schutz ist notwendig, und schützt du mich nicht, so gehst du selbst zu Grunde? Es bleibt ihm eben nichts übrig, als hier ein Maul und dort ein Maul zu stopfen und in Ruhe abzuwarten, ob die Kollektivselbstsucht, der er nachgegeben hat, das Richtige getroffen haben wird.

Wenn alle Menschen absolut vernünftig und dabei allwissend wären, so würde ja jeder ungezwungen so handeln, wie es für ihn und für die Gesamtheit am besten wäre, und so weit werden wir nächsten sein, wenn wir Arnold Fischer glauben, der in einer Zeit, die von manchen für die Zeit der reinen Unvernunft gehalten wird, die tröstliche Botschaft verkündigt, daß wir im Begriff stehn, ins Zeitalter der reinen Vernunft einzutreten. Sein 781 kleingedruckte Seiten starkes Buch: Die Entstehung des sozialen Problems (Kostock, C. F. C. Volkmann, 1897) enthält so viel schätzbares Material aus allen Zweigen der Wissenschaft, daß man es als Enzyklopädie gebrauchen könnte, wenn der Stoff alphabetisch geordnet wäre. Leider aber wird er sehr unordentlich unter einander geworfen und zu dem ausichtslosen Zweck vergeudet, die Leser zu überzeugen, daß sich alle Erscheinungen des Menschenlebens aus einem einzigen Naturgesetz erklären lassen, das man so formulieren kann: Die Lebenskraft unsers Planeten nimmt beständig ab; diese Abnahme zeigt sich im Übergange der Pflanzenwelt zur Tierwelt und der ältern zu den jüngern Tiergeschlechtern, und sie wiederholt sich im Leben jedes Individuums. Die abnehmende Lebenskraft wird durch zunehmende Vervollkommnung des Organismus ausgeglichen. Im Menschen stellt sich dieser Prozeß dar als Übergang vom Gefühlslieben zum Verstandesleben und von der Natur zur Kultur; in der Kultur erreicht der Mensch durch Benutzung der Außenwelt die Sicherung des Daseins, die ihm die eigne verminderte Lebenskraft nicht mehr zu gewähren vermag. Ein geistreicher Gedanke, der auch ebenso geistreich wie mühsam durchgeführt wird, aber aus einem einzigen noch so geistreichen Gedanken kann man eben die ganze Wirklichkeit nicht ableiten, ohne ihr Gewalt anzuthun. Die großartige Schlusskette läuft denn auch zuletzt in die höhere Komik aus, indem unsre heutige Wirtschaft als die Wirtschaft der reinen Vernunft, und der zuletzt in die Erscheinung getretne Stand,

der Arbeiterstand, als „die Klasse der reinen Vernunft“ dargestellt wird. Und dabei ist der Verfasser, so viel man sehen kann, nicht einmal Sozialdemokrat!

Vorläufig verläuft die Sache bei uns noch immer so, wie sie eigentlich immer verlaufen ist, daß jeder Denkende sich und seine Partei oder Sekte für vernünftig, alle andern für unvernünftig hält und seine Vernunft den andern aufschwagen oder aufnötigen möchte. So stehn z. B. auch in der Frage der Fabrikarbeit der Frauen zwei Vernunften einander schroff gegenüber. Die Fabrikantenfrau im vorjährigen zwanzigsten Grenzbotenheft würde es für ein großes Unglück halten, wenn den verheirateten Frauen die Fabrikarbeit verboten würde, der Leipziger Privatdozent Dr. Ludwig Pohle dagegen fordert ein solches Verbot in seiner Schrift: *Frauenfabrikarbeit und Frauenfrage* (Leipzig, Zeit und Comp., 1900). Er ist mit Büchern der Ansicht, daß die zum großen Teil immateriellen Werte, die die Frau in der Familie schafft, für die Nation weit wertvoller seien als eine noch so hohe Steigerung der Güterproduktion. Die Fabrikantenfrau wird das zugeben für den Fall, daß diese kostbaren immateriellen Werte wirklich geschaffen werden, aber sie wird hinzufügen, für gewöhnlich sei dies nicht der Fall, denn sie hat von den Arbeitern eine sehr schlechte und von den Arbeiterinnen keine sehr hohe Meinung. Was Pohle zur Abfassung seiner Schrift, die immerhin auch gelesen zu werden verdient, bestimmt hat, das ist die Leidenschaftlichkeit, mit der auf dem internationalen Kongreß für Arbeiterschutz (Zürich, 1897) die Genossen und Genossinnen gegen das Verbot gesprochen haben. Pohle sieht darin mit Recht einen Ausfluß des falschen sozialistischen Gesellschaftsideals, und er fürchtet, daß, wenn die Fabrikarbeit der verheirateten Frauen einen bedeutenden Umfang annimmt, Frauenlieb und Leben thatsächlich dem Bebel'schen Ideal immer ähnlicher werden möchten. — Werner Sombarts: *Dennoch!* (aus *Theorie und Geschichte der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung*) und Professor Georg Adlers: *Die Zukunft der sozialen Frage* (beide bei Gustav Fischer in Jena, 1900 und 1901) sind brauchbare Übersichten des gegenwärtigen Standes der Arbeiterbewegung. Adler zeigt u. a., daß die sozialistischen Illusionen, ähnlich wie andre weltgeschichtliche Illusionen, unbedingt notwendig gewesen sind, daß sie aber ihren Dienst gethan haben und jetzt verabschiedet werden müssen; Sombart erzählt am Schluß, wie gemein er wegen seiner nichtorthodoxen Arbeiterfreundlichkeit vom Vorwärts behandelt worden ist. — Über Die gewerblichen Genossenschaften Belgiens (1900) berichtet Josef Boujansky in einem Hefte der Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen, die Gustav Schmoller bei Duncker und Humblot in Leipzig herausgibt. Seine Darstellung bestätigt die allgemeine Erfahrung, daß alle mit Produktivgenossenschaften angestellten Versuche verunglücken, während Konsumvereine Großes leisten können. Belgien ist sehr reich an solchen, und der sozialdemokratische Vooruit hat im Jahre 1898 einen Umsatz von $2\frac{1}{4}$ Millionen Franken gehabt. Die Privatbäckereien werden in Belgien bald vollständig durch Genossenschaftsbäckereien ersetzt sein. — Der unermüdlche Eduard von Hartmann hat wieder eine Sammlung von Zeitschriftenaufsätzen herausgegeben unter dem Titel: *Zur Zeitgeschichte, Neue Tagesfragen* (Leipzig, Hermann Haacke, 1900). Von diesen Aufsätzen gehören einige, wie die über die Agrarfrage, in unser Kapitel. Was er darüber sagt, weicht nicht weit ab von dem Standpunkte, den die Grenzboten einnehmen; Hartmann hegt aber eine womöglich noch schlechtere Meinung von den Agrariern als unser Freund β . Er meint, von den drei Parteien, die er für an sich staatsgefährlich hält, sei die eine, die sozialdemokratische, heute schon nicht mehr gefährlich; die ultramontane Partei sei zwar die größte und eigentliche innere und äußere Zukunftsgefahr des Deutschen Reiches, sie habe aber für die Gegenwart mit dessen Lebensinteressen einen klugen Scheinfrieden geschlossen. Die agrarische Partei dagegen sei die akute Gegen-

wartsgesfahr. Der beiden andern Parteien Fahne sei doch mit einem Ideal geschmückt, das allen Kreisen des Volkes und der Menschheit ein freilich nur eingebildetes Glück verheiße, in der agrarischen Partei dagegen herrsche der nackte Klassenegoismus. — Professor Dr. Felix Friedrich Bruck hat in seiner bekannten Schrift „Fort mit den Zuchthäusern“ (siehe Grenzboten 1894, Seite 286 des dritten Bandes) die Deportation empfohlen. Er ist deswegen sehr heftig angegriffen worden, namentlich von Gefängnisdirektoren, die zwar allesamt eingestehn, daß die Gefängnisse ihren Zweck nicht erfüllen, trotzdem aber nicht müde werden, uns die aller schönsten Früchte zu versprechen, wenn nur erst die berühmte Gefängnisreform fertig sein wird, von der leider noch niemand weiß, wie sie aussehen soll. Bruck widerlegt nun alles, was für die Gefängnisse und gegen seine Vorschläge gesagt worden ist, in der Schrift: Die Gegner der Deportation (Breslau, M. und S. Marcus, 1900). Wir wünschen ihr viele vorurteilsfreie Leser. Abgesehen von der Sträflingsfrage — möglicherweise ist der von Bruck bezeichnete Weg der einzige, auf dem wir endlich einmal zu lohnender Ausnutzung wenigstens einer unsrer Kolonien gelangen könnten. — Ed. Sacher stellt in der Broschüre: Die Massenarmut, ihre Ursachen und ihre Beseitigung (Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften Dr. John Edelheim, Berlin-Bern, 1901) die nicht neuen Übel der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in neuen Wendungen dar, zeigt mit finnrreichen mathematischen Figuren, wie der gesunde, d. h. zinsfreie und wie der ungesunde Güterumlauf aussieht, und schlägt zur Beseitigung der Massenarmut die sorgfältig ausgearbeiteten „Satzungen für den allgemeinen Sparverein Selbsthilfe“ vor. Wenn der Verein seine Wunder gewirkt haben wird, werden wir nicht verfehlen, darüber zu berichten. Die Ausführungen des Verfassers enthalten viel Wichtiges und Beherzigenswertes, so z. B. den Hinweis darauf, daß ein großer Teil der heutigen Produktion mit Unrecht diesen Namen führt, weil sie teils gar nichts, teils Schädliches produziert und nur eine nutzlose und vielfach verderbliche Vergeudung menschlicher Arbeitskraft ist; so „die ganze riesige Kampfarbeit zwischen den konkurrierenden Händlern. Die Armee von Handlungsreisenden, die gesamte Reklame- und Spionagearbeit, die gesamte Getreidesarbeit zur Überlistung der Konsumenten [die Arbeit, die das alles der Polizei und den Gerichten verursacht, hat er noch vergessen], sie vermag das Gesamtprodukt nicht zu vergrößern, sondern sie vermindert es genau um ihre Kosten.“ Gewiß, aber diese Riesenübel mit einem Sparverein heilen wollen, das ist doch sehr naiv. Der Verfasser unterzeichnet als R. R. Direktor. Da heute zwischen dem Ministerialdirektor und dem Zirkusdirektor so gar viel Spielarten dieser Würde liegen, ist man wohl berechtigt zu fragen: Direktor von was? — Daß so mancher Kandidat der Theologie und des höhern Lehramts die Anstellung als Hauslehrer abwarten muß, wird gewöhnlich als ein Elend und als ein Stück soziale Frage angesehen. Karl Haase ist nicht dieser Ansicht. Er beweist in seiner hübschen kleinen Schrift: Der moderne Hauslehrer, eine gesellschaftliche und pädagogische Studie (Hannover und Berlin, Carl Meyer, 1900), daß die Hauslehrerei auf einem Landgute eine vortreffliche Schule für den jungen Mann und eine Vorbereitung auf den zukünftigen geistlichen und Lehrerberuf sei, der keine andre gleichkomme; auch materiell seien diese Stellen durchschnittlich gar nicht schlecht und nützen dem Kandidaten schon dadurch, daß sie ihm das vorzeitige Heiraten unmöglich machten. Ungehenden Hauslehrern erteilt der Verfasser nützliche Ratschläge und Winke. — Wir fügen hier noch das eigentlich nicht ganz in diesen Rahmen passende Schriftchen von Friedrich Paulsen an: Parteipolitik und Moral (Dresden, v. Zahn und Jaensch, 1900). Der Verfasser zeigt darin — es ist eigentlich ein Vortrag, den er in der Geseftiftung zu Dresden gehalten hat —, daß die Parteien unentbehrlich sind, und tröstet uns über die Niedertracht des

Parteitreibens mit dem Hinblick auf seine noch weit größere Niedertracht in älteren Zeiten; da sich die Parteikämpfe, ebenso wie die Kriege, schon bedeutend humanisiert und ethisiert hätten, so dürften wir hoffen, daß dieser Prozeß noch weiter fortschreiten werde. Er stellt vier Regeln auf für den Parteikampf: 1. Einen ehrlichen Kampf kämpfen, 2. mit ehrlichen Waffen kämpfen, 3. den Menschen im Gegner achten, 4. das Ganze über die Partei stellen. Leider ist Herr Lieber wahrscheinlich der einzige von allen unsern Parteiführern, der zur Reichte geht, sonst würden wir die Reichtväter der Herren Nebel, Richter, Liebermann von Sonnenberg, von Wangenheim usw. bitten, daß sie ihren berühmten Reichtkindern anbeföhlen, sich jeden Morgen und Abend die vier Regeln je zehnmal laut vorzujagen.

Alte Akten und Ortsgeschichte. In dem Artikel: „Zur Frage der Aktenkassation“ (Grenzboten Nr. 2 für 1901, S. 101) spricht der Verfasser den Wunsch aus, es möge endlich einmal Leben und Bewegung in die bestaubten Aktenbestände gebracht werden, die bei den Behörden der kleinen Städte und Dörfer, in den Pfarr- und Kirchenarchiven modern. Berufne Archivbeamte sollten diese Aktenstöße prüfen, alles geschichtlich und kulturgeschichtlich Interessante aussondern und dieses den Staatsarchiven einverleiben.

Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, in alten Akten zu wühlen, wer den Reiz gekostet hat, den das Forschen und Entdecken in solchen verschollenen Schriften gewährt, der kann dem Verfasser des Aufsatzes nur dankbar sein für seine Mahnung, die Schätze an geschichtlichem Material, den solche verstaubten, zerfressenen Blätter oft bergen, sorgsam zu bewahren. Darüber aber könnte man streiten, ob es wirklich durchaus nötig und das einzig richtige sei, die Akten den Gemeinden usw. zu nehmen und sie in den großen Staatsarchiven aufzuspeichern. Daß sie hier vor Verlust besser geschützt sind, ist ja keine Frage, aber die Befürchtung liegt doch nahe, daß das wertvolle Material dann eben in den Archiven weiter „modert“ und tot bleibt wie zuvor, während es doch eben darauf ankommt, „Leben und Bewegung hineinzubringen.“ Nur einem eng begrenzten Kreise von Personen sind die Archive zugänglich. Der berufsmäßige Geschichtsforscher, der Statistiker und überhaupt jeder, der irgend ein ähnliches Feld der Wissenschaft systematisch bearbeitet, wird natürlich hoch erfreut sein, wenn er sein Forschungsmaterial in großen Speichern aufgestapelt findet. Vom Standpunkte dieser Herren aus betrachtet ist es gewiß wünschenswert, alle derartigen Akten in den Archiven zusammenzutragen.

Ist aber dieser Standpunkt wirklich der allein berechtigte? oder mit andern Worten: Haben nur die zünftigen Gelehrten an den verjährten Akten ein Interesse? — Gewiß nicht! Niemand wird z. B. behaupten, daß es den Kunstsinne im allgemeinen fördern heiße, wenn man alle vorhandenen Kunstwerke in den Museen der Großstädte vereinigt. Im Gegenteil! Gerade die im Privatbesitz und an kleinen Orten zerstreuten Gemälde, Skulpturen und Erzeugnisse des Kunsthandwerks, die in ihrer Vereinzelung mehr ins Auge fallen und der intimern Betrachtung zugänglich sind, wirken verhältnismäßig befruchtender und anregender als die Massenansammlungen solcher Gegenstände, zumal da diese nur zu gewissen Stunden und unter erschwerenden Umständen, in „Toilette“ und unter den Augen mißtrauischer Wächter genossen werden können. Und doch ist ein Kunstgegenstand weniger eng mit seinem Entstehungsorte verknüpft als etwa alte Gemeinde- und Pfarrakten. Wer diese studieren, wer die darin sich wiederpiegelnden Ereignisse und Kämpfe persönlicher Natur verstehen oder Vorgänge aus dem örtlichen Verfassungs- und Wirtschaftsleben ergründen will, der muß notwendig die betreffende Scholle und die besondere Art ihrer Bewohner in Sitte, Rechtsanschauung und Mundart gründlich kennen, eine Vorbedingung, die nur durch langes Zusammen-

leben erfüllt wird. Wie ein uraltes Waffenstück, eine Urne oder irgend ein Stück Hausrat aus vergangener Zeit immer lebhaftes Interesse erregt, wenn es am Fundorte selbst aufbewahrt, gezeigt und besprochen wird, im Museum dagegen unter hundertten gleicher Art verschwindet und höchstens eine kalte, allgemeine Teilnahme findet, so und noch weit mehr werden auch alte Akten dort den ursprünglichsten Reiz haben, wo sie entstanden sind, wo man ihre ureigensten innern Beziehungen versteht, ihre Nachwirkungen auf die Gegenwart unmittelbar erkennt und empfindet.

Derartige Urkunden und Schriftstücke sind wie nichts andres geeignet, auch in den Dörfern und Kleinstädten den Sinn für Ortsgeschichte zu beleben und zu weiterer Forschung anzuregen. Mögen diese Schriften immerhin jahrzehnte-, jahrhundertlang schlummern, umso reizvoller ist dann die Aufgabe des Ritters, dem es vorbehalten bleibt, das Dornröschen zum Leben zu erwecken.

Daß die Aufbewahrungsweise der Akten oft viel zu wünschen übrig läßt, ist gewiß richtig, und ohne Frage hat mangelndes Verständnis den Verlust wertvoller Stücke zur Folge gehabt. Hierin Wandel zu schaffen ist dringend nötig, und Sache der Regierungen und der Gemeindeverwaltungen wird es sein, für Besserung zu sorgen.

Wohl in jeder kleinen Stadt und sogar in vielen Dörfern werden sich geeignete Personen finden, die sich der Mühe unterziehen, die alten Registraturen zu sichten und zu ordnen, wenn ihnen dazu nur eine amtliche Ermächtigung und eine gewisse Anleitung erteilt wird. Für die weitere verständige Unterbringung und Aufbewahrung alles Wesentlichen muß dann natürlich Sorge getragen werden. Armen Gemeinden mag der Staat die nötigen Schränke usw. bezahlen, und den großen Archiven soll es unbenommen sein, von allem, was ihnen zu besitzen nötig scheint, Abschriften nehmen zu lassen. Die eigentlichen ortsgeschichtlichen Urkunden aber gehören dorthin, wo sie entstanden, wo sie mit dem Gemeindeleben verknüpft sind und gleichsam dessen Niederschlag bilden.

Den Sinn für die Sondergeschichte der kleinern und kleinsten Orte zu fördern, wäre verdienstvoll und erscheint umso aussichtsvoller, als in neuerer Zeit offenbar eine lebhaftere Neigung dafür hervortritt. Möchte es dahin kommen, daß auch in jedem kleinen Orte eine Chronik angelegt und dauernd weitergeführt wird. „Die Müh ist klein, der Spaß ist groß,“ und das Interesse an solcher Arbeit wächst über der Arbeit selbst wie der Appetit beim Essen. In vielen Fällen wird solche Forschungsarbeit im kleinen ganz überraschend reiche und wertvolle Früchte zeitigen.

Und nun noch ein paar Worte über die Frage, wer denn wohl diese Arbeit übernehmen soll. Nicht zu jeder Zeit und an jedem Orte wird jemand vorhanden sein, der Neigung, Verständnis und Zeit dafür hätte, aber da es sich nicht um eine Arbeit handelt, die notwendig innerhalb bestimmter Frist beendet werden muß, so darf hier getrost das Sprichwort gelten: „Kommt Zeit, kommt Rat.“ Was heute unmöglich wäre, kann in Jahr und Tag vielleicht mühelos erreicht werden. Auf dem Lande wird in der Regel der Geistliche am besten in der Lage sein, aus den Quellen geschichtliche Nachrichten zu liefern; denn in seinen Händen ruhn die kirchlichen Akten, namentlich die Kirchenbücher, die oft schon allein eine wertvolle Ortschronik darstellen. Außerdem verschafft dem Geistlichen seine amtliche Stellung leicht Zugang zu den Gemeinde- und Gutsarchiven und auch zu solchen Familienakten, die andern Sterblichen unerreichbar sind. Endlich ist wohl niemand so wie der pastor loci imstande, die wandelnden Geschichtsquellen des Orts zu benützen, d. h. die „alten Leute“ auszuforschen. Kurzum, es würde gerade für den Geistlichen verhältnismäßig leicht sein, die Ortsgeschichte zu studieren, das Vorgefundne zu sichten und schließlich das wesentlichste an Namen, Daten und Ereignissen zusammenzutragen zu einer knappen Chronik des Orts. Ist diese einmal geschrieben,

dann bietet die Fortführung keine großen Schwierigkeiten. Der Amtsnachfolger wird schwerlich versäumen, das nachzutragen, was in der Zeit seines Wirkens Bemerkenswertes geschieht. Natürlich braucht es nicht gerade der Pfarrer zu sein; auch der Lehrer oder irgend ein anderer Schriftgelehrter im Orte kann je nach Umständen und Neigung der rechte Mann für unsern Zweck sein.

In jedem Falle müßte der Ortschronist es sich angelegen sein lassen, auf geeignete Weise, sei es durch Vorträge oder durch Aufsätze im Lokalblättchen die ausgegrabne Ortsgeschichte weiter bekannt zu machen, um den Heimatsinn zu fördern. Namentlich für die heranwachsende Jugend würde sich daraus eine Fülle von Anregung ergeben. Wie der Geographieunterricht neuerdings mit der „Heimatkunde“ einsetzt und vom Schulhause ausgehend immer weitere Kreise zieht, so wird sich auch der Geschichtsunterricht, der mit der Ortsgeschichte beginnt und an diese anknüpft, dem Verständnis der Jugend am besten anpassen.

Den Bürgermeistern und Dorfschulzen aber, den Pfarrern und allen, denen ortsgeschichtliche Urkunden anvertraut sind, möchte ich zurufen: Bewahret eure Schätze! Hütet sie vor Feuer und Wasser, vor dem Zahn der Zeit und der Maus und laßt sie euch auch von sammellehrigen Gelehrten nicht nehmen!

P. S.

Vom Bäckerelend. Das Bäckerelend haben wir unsern Lesern wiederholt zu Gemüte geführt. Die Verordnung des Bundesrats vom 4. März 1896 hat es ein wenig gemildert. Daß die Bäckermeister dagegen protestieren, daß sie jammern würden, sie müßten nun zu Grunde gehn, hat jeder, der den Lauf und Brauch der Welt kennt, vorausgesehen. Die verbündeten Regierungen würden wohl auch auf das Geschrei, das die Bäcker anstimmten, nichts gegeben haben, wenn diese nicht sehr einflußreiche Gönner gefunden hätten, die mitschrien und, so oft sich die Bäcker zu beruhigen schienen, sie zu weiterm Schreien aufhetzten; es sind dies zum Teil dieselben Herren, die bei andern Gelegenheiten, um das Odium etwaiger Brotpreiserhöhung von den Getreidezöllen abzulenken, die Bäcker als Wucherer und betrügerische Brotverteurer brandmarken. Diesen einflußreichen Herren zu Gefallen sind also wiederholt Erhebungen veranstaltet worden, und es heißt, es solle eine neue Bäckereiverordnung erlassen werden, die zwar aus hygienischen Rücksichten die Reinlichkeitsvorschriften verschärfen, den Arbeiterschutz aber vermindern werde. Das erste wäre sehr löblich, das zweite, glauben wir nicht. Wir stimmen der Sozialen Praxis bei (man lese den Artikel des Professors Francke in der Nummer vom 28. Februar), daß es ein Skandal wäre, wenn die verbündeten Regierungen, wie einige Blätter berichten, an die Stelle des zwölfstündigen Maximalarbeitstages eine zehnstündige Minimalruhezeit für Gesellen und eine zwölfstündige für Lehrlinge treten lassen, in besondern Fällen aber sechzehn- bis siebzehnstündige Arbeitsschichten für Gesellen und fünfzehnstündige für Lehrlinge zulassen wollten. Man muß doch bedenken, daß es sich um Nachtarbeit handelt! Solange sich der Staat mit einem Zweige der gewerblichen Arbeitsverhältnisse noch nicht befaßt hat, ist er für das, was darin vorkommt, nicht verantwortlich; hat er sich aber einmal der Sache angenommen, dann trägt er für alle darin vorkommenden Übelstände die Verantwortung — natürlich nicht allein, aber doch mit. Die bestehende Bäckereiverordnung kann nur als ein erster Schritt angesehen werden. Statt zurückzuweichen, muß der Staat weitergehn: die Nachtarbeit in den Bäckereien muß gänzlich verboten werden. Daß das hochgeneigte Publikum zum Frühstückkaffee frischbackne Semmeln bekomme, ist ganz und gar nicht notwendig; unbedingt notwendig aber ist es, daß ein Staat, der auf den Namen eines Kulturstaats Anspruch erhebt, und der jetzt schon sogar die Tierquälerei bestraft, jede in seinem Bereich vorkommende unwürdige Massenmenschenfinderei verhindere.

Ein Dialektepos. Philo vom Walde, ein vom Provinzialpatriotismus begeisterter Schlesier, hat, Holtei nachstrebend, ein Bändchen Gedichte in schlesischer Mundart veröffentlicht und verschiedene Beiträge zur Heimatkunde seiner Provinz geliefert. Es verdrießt ihn, daß sein geliebter Dialekt bis jetzt vorzugsweise zu Schnurren und Schnaken verwandt worden ist, „als ob die Schlesier ein Volk von lauter Heiterlingen und Poffenreißern wären,“ und nachdem Gerhart Hauptmann das Schlesische Bühnenfähig gemacht hat, will er zeigen, daß man es auch dazu verwenden könne, ernste Probleme in der Form der poetischen Erzählung oder des Epos zu behandeln. Er betitelt seine Dichtung, die der Verlag von Baumert und Ronge in Großenhain und Leipzig mit einem unglaublich geschmacklosen Umschlage verunziert hat, Leutenot. Der Titel führt insofern irre, als die bekannte agrarische Leutenot darin zwar kurz besprochen wird und auf den Verlauf der Begebenheiten einigen Einfluß übt, aber keineswegs der Angelpunkt und die treibende Kraft ist. Seine Absicht, zu zeigen, daß sich ernste Betrachtungen und Erörterungen in diesem Gewande ganz gut ausnehmen, hat der Verfasser, der übrigens den Vers mit großem Geschick handhabt, erreicht, und er hat außerdem eine Fülle naturgetreuer Bilder aus dem schlesischen Dorfleben geschaffen. Aber die Anlage seiner Erzählung müssen wir leider für verfehlt erklären. Ihr Held ist ein talentvoller, sinniger und träumerischer Weberjunge, dessen Streben, aufs Gymnasium zu kommen, an der Harttherzigkeit und Gleichgiltigkeit seiner bäuerlichen Umgebung scheitert. Er wird gezwungen, beim Schulzen als Kuhhirt zu dienen, entläuft der ihn mißhandelnden Herrschaft, verbummelt in der Fremde, kommt mittellos heim, erlangt die Stelle des Wälgetreters, Läuters und Totengräbers, wird aber vom Schulzensohn in den Tod getrieben. Als Schuljunge hatte er sich von diesem feigerweise verleiten lassen, bei der Verrückung eines Steges zu helfen, die den Tod des guten Pfarrers zur Folge hatte, wird nun von dem Hauptthäter den Dorfleuten als Mörder des Pfarrers denunziert, und so vereinigen sich Gewissensbisse, Furcht vor dem Zuchthause und der Gedanke, daß er in dem Dorfe unmöglich geworden sei, ihn zum äußersten zu treiben: er hängt sich am Glockenstrang auf. Abgesehen davon, daß ein Held, der nicht im mutigen Kampfe, sondern aus Schwäche untergeht, nur bei Dekadenten als Held gelten kann, ist der Untergang gar nicht motiviert. Einmal scheint es, als solle das Bauernproletariat, das den Sohn des Armen nicht aufkommen lassen will, als Ursache des Untergangs des armen Hans gelten — aber in der Fremde konnten ihm doch die Bauern nichts mehr anhaben; dann wieder scheint sein Vergehen, dessen Wirkung von keinem der beiden Thäter beachtet war, den Untergang verursachen zu sollen, aber ein Knabenstreich begründet keine tragische Schuld. Hoffentlich entschließt sich der Verfasser dazu, den zweiten Teil seiner als Sittengemälde und Sprachdenkmal zweifellos wertvollen Erzählung umzudichten und der außerschlesischen Welt zu zeigen, daß auch der „gemittliche Schläfinger“ ein Kerl ist, der es in der Welt zu etwas bringt und nicht nötig hat, sich schon mit zwanzig Jahren aufzuhängen.

Das Glasgemälde. Vielleicht interessiert es einen oder den andern der Grenzbotenleser, zu erfahren, daß das in Heft 39 vom vergangenen Jahre in dem Artikel „Weiteres über Jbsen“ erwähnte Gedicht von dem Jugendchriftsteller Christoph von Schmid ist und sich in dem 17. Bändchen seiner gesammelten Schriften (Originalausgabe von letzter Hand, Augsburg, Verlag der Wolffschen Buchhandlung, 1844) vorfindet. Es führt dort den Titel: „Gott macht alles wohl, oder das Glasgemälde.“

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig